Susanne Maurer

„Fluchtlinien der Sehnsucht“ – In Erinnerung an Edgar Forster (24.6.1961–30.12.2021)

Am 30. Dezember 2021 ist unser Kollege* Edgar Forster gestorben. Mein Erinnern an ihn folgt (m)einer subjektiven Spur der Wahrnehmung – im Versuch kenntlich zu machen, dass ein Wissenschaftler*-Leben sich nicht nur in Texten dokumentiert, sondern sich auch in vielfältigen sozialen Bezügen und in unterschiedlichen Resonanz-Räumen vollzieht, in einer jeweils historisch-gesellschaftlich spezifisch situierten Praxis – und nicht zuletzt: in Begegnungen.

Meine erste Begegnung mit Edgar Forster fand im Rahmen einer Tagung der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der DGfE im Jahr 2003 in Potsdam statt. Unter dem Titel „Weder Verklärung noch Missachtung. Wissenschaftsgeschichtlicher Rückblick – wissenschaftspolitischer Ausblick“ wurde dort eine Art Zwischenbilanz theoretischer Entwicklungen im Verhältnis zu auch (wissenschafts)politischen Dynamiken versucht. In meiner Erinnerung erstmalig nahmen auch Kollegen* an einer der Sektionstagungen teil (neben Edgar Forster war das Markus Rieger-Ladich) – für manche der Anwesenden und frühen Streiter*innen für Frauen- und Geschlechterforschung zu diesem Zeitpunkt durchaus eine Irritation. In gewisser Weise reflektierte der Vortrag von Edgar damals die historischen, politischen und theoretischen Hintergründe dieser Irritation – indem er sich nämlich in einer Perspektive (selbst)kritischer Männlichkeitsforschung auch mit der Frage auseinandersetzte, „wie eine Männerforschung aussehen müsste, die gemeinsam mit feministischen Theorien und Praxen eine umfassende Geschlechterdemokratie vorantreibt“ (Forster 2005: 42).

Dabei geht es ihm „gerade nicht um eine politisch korrekte Position des Sprechens [...], sondern darum, die Position des Sprechens als eines männlich markierten Sprechens sichtbar zu machen – und damit die dem Eingriff eigene Form der Beschränkung und Verausgabung der theoretischen Aktivität“ (Forster 2005: 46).

Ich habe – neben anderen Beiträgen von Edgar Forster – den Artikel, der auf seinem damaligen Vortrag basiert (vgl. Forster 2005), mehrfach neu gelesen – auch um meine eigene Erinnerung daran zu überprüfen. Interessant war für mich, dass sich eine Formulierung („Fluchtlinien der Sehnsucht“) aus dem Vortrag nachhaltig in mein Gedächtnis eingepreßt hatte, die sich – zumindest im veröffentlichten Beitrag von 2005 – so gar nicht findet. Das, was sich in meinem Verständnis damit verbunden hatte, war der Gedanke, dass das Wünschen, das Begehren (auch: der Erkenntnis, der Veränderung) zwar ein unbestimmtes sein kann, sich gleichwohl aber an ‚bestimmten‘ Fluchtlinien ausrichtet.

Die *erinnerte* Formulierung hallte in mir nach, Edgars Denken erzeugte in mir eine Resonanz – ich nahm es als sehr offen, beweglich und zugleich präzise wahr, mit einem klaren Blick auf eventuelle Fallstricke, gerade auch in den Bewegungen der Kritik. Beeindruckt hat mich der nicht-heroische Gestus, die souveränitäts-kritische Haltung (vgl. Forster 1998; 2006), ja, eine gewisse Zurück-Haltung insgesamt, die sich – in meiner Wahrnehmung – einem sehr feinen Sinn für Momente der Dominanz und Aspekte des Herrschaftlichen, gerade auch im Feld des Akademischen (siehe dazu in jüngerer Zeit auch Forster/Obex 2021) verdanken. Dies wird deutlich in seinen Arbeiten zu den Geschlechterverhältnissen, aber auch zu anderen gesellschaftlichen Dominanz- und Herrschaftsverhältnissen. Dass Modi des Denkens und der Erkenntnis selbst davon durchzogen sind, machte Edgar in vielen seiner Beiträge zum Thema. „Welches Denken?“ war denn auch eine Frage, die uns (und weitere Kolleg_innen) verband – und die u.a. in einer lose assoziierten Gruppe diskutiert wurde, die sich nach dem DGfE-Kongress „bildung – macht – gesellschaft“ 2006 (Frankfurt am Main) in Marburg traf. Für dieses Treffen hatte Edgar, zusammen mit Rita Casale, ein Diskussionspapier verfasst. (Ich werde weiter unten noch einmal darauf zurückkommen.)

In den Jahren, die auf die erste Begegnung folgten, erlebte ich Edgar Forster regelmäßig im Kontext der erziehungswissenschaftlichen Geschlechterforschung; so z.B. 2005 bei der Jahrestagung der Sektion in Duisburg, wo wir – stehend, im Bus – eine für mich denkwürdige (und auch schmerzhaft) kurze Auseinandersetzung über Stile der Kritik hatten: wie scharf muss Kritik sein, wie freundlich darf sie sein?

Zu dieser Tagung war Edgar Forster mit einer Gruppe von (ehemaligen) Studierenden bzw. jungen Kolleg_innen angereist, die ein kollaboratives Projekt aus dem Kontext der Erwachsenenbildung vorstellten, aus dem auch eine gemeinsam verantwortete Publikation hervorgegangen war (vgl. Christof et al. 2005).

Für mich war das nicht nur wegen eines sehr differenziert reflektierten und sensibel präsentierten empirischen Erkenntnisertrags einer der beeindruckenden

ckendsten Beiträge zur Tagung – auch die Art und Weise, wie sich hier ‚gemeinsame Arbeit‘ in durchaus asymmetrischen Statusbezügen dokumentierte, fand ich faszinierend.

Ich schließe hier mit einer konkreten eigenen Erfahrung an, die ich – zusammen mit meinen jüngeren Kolleg_innen im Forschungsteam der Fallstudie „Sexualpädagogik“ im größeren Projektzusammenhang „REVERSE“ (vgl. den Projektband „Antifeminismen“, hrsg. von Henninger/Birsl 2020) – machen durfte: Wir hatten Edgar Forster als für unsere Fallstudie zuständigen Projektbeirat gewinnen können – eine Aufgabe, der er trotz seiner Arbeitsbelastung mit großem Ernst und großer Sorgfalt (in seiner kritisch-konstruktiven und solidarischen Kritik) und mit großer Freundlichkeit (auch in Bezug auf seine Bereitschaft zur Forschungsberatung) nachkam. Unser ganzer Austausch war von Respekt getragen, und dies galt stets auch quer zu Statuspositionen. (Bei der nochmaligen Lektüre unseres diesbezüglichen Mail-Wechsels wird mir ein ums andere Mal klar, wen wir hier als Gegenüber verloren haben.)

Was führte zu den Resonanzen, die sich in den ersten Begegnungen andeuteten und an die wir – bei verschiedenen Gelegenheiten – immer wieder anknüpfen konnten? Ein gemeinsamer Referenzpunkt war wohl – neben komplexen machttheoretischen bzw. machtanalytischen Reflexionen, der Auseinandersetzung mit dekonstruktiven Perspektiven und dem Lernen von den Critical Cultural Studies (Stuart Hall, Lawrence Grossberg u.a.) – nicht zuletzt die Vorstellung eines ‚situiereten Wissens‘ im Sinne von Donna Haraway, auf die Edgar in seinem Beitrag von 2005 z.B. wie folgt Bezug nimmt: „Für Haraway ist Positionierung [...] die entscheidende wissensbegründende Praktik, auf der Grundlage von Politik und Ethik. Eine visionäre Praktik entwickelt Sehpraktiken und Perspektiven, die nicht bereits im Voraus bekannt sind. Dabei bleibt sie aufmerksam für die Ränder des Sehens, für seine Ausschlussprozeduren, für das, was dem Sehen, das immer auch ein Fokussieren ist, entgeht.“ (Forster 2005: 44) Und mit Derrida führte Edgar damals seine Reflexion der Positionierung fort: „Eine Positionierung öffnet das Feld, anstatt es abzuschließen, denn sie fordert heraus, eigene Positionen zu markieren, zu definieren – und damit sich auszusetzen und in Verhandlungen darüber einzutreten. Eine Position zu beziehen heißt nicht, der eigenen Forschung nachträglich Sinn einzuschreiben, sondern genau genommen: einen Akt zu setzen, einen Sprung zu wagen und einen Gedanken zu fixieren, der im Grunde durch seine Fixierung zu wirken beginnt, obgleich seine Fixierung ein [sic] Gewaltakt darstellt und zurückgenommen werden müsste, weil sie nicht haltbar ist. Aber sie löst nicht nur Kettenreaktionen aus, sondern sie zwingt sich zu verantworten und ist deshalb eine Praktik, die der Ethik zuzurechnen ist.“ (Forster 2005: 44f.)

Entsprechende Gedanken finden sich – sehr eindrucksvoll und prägnant formuliert – auch in dem weiter oben erwähnten Diskussionspapier vom 15. März 2006 für das Treffen „Welches Denken?“:

„[...] Mit ‚Denken‘ verbinden wir die Notwendigkeit, sich zu positionieren, für ‚etwas‘ zu stehen, angreifbar zu sein, weil man für etwas eintritt und mit ‚eigener Stimme‘ spricht. [...] Positiv gewendet verstehen wir unter Denken eine sehr komplexe Praxis, die aus unserer Sicht folgende Charakteristika ausweist: Denken bezieht sich unmittelbar auf historische, gesellschaftliche Entwicklungen einer Gesellschaft und Disziplin, in der wir arbeiten. Deswegen verstehen wir Denken als eine Praxis, die mit anderen Praxisformen verknüpft ist. Daraus folgt: Hierarchien in universitären Strukturen, prekäre Arbeitsverhältnisse vieler MitarbeiterInnen sind nicht die Kehrseite eines theoretischen Diskurses, sondern unmittelbar und direkt mit ihm verknüpft. [...] Denken heißt für uns: Wir würden gerne zugleich über konkrete Arbeitsverhältnisse *und* die Dominanz bestimmter empirischer Forschungstraditionen *und* über Hierarchien an der Universität *und* über die Abwertung von theoretischer Arbeit *und* über die Durchsetzung von Managementstrukturen an der Universität sprechen. Uns liegt an der Diskussion eines Kritikbegriffs, der diese Hybridität anerkennt. Die Kritik gilt somit allen Versuchen, ‚gereinigte‘ Diskurse (und seien sie noch so kritisch) durchzusetzen. Unter ‚gereinigten‘ Diskursen verstehen [wir] Diskurse, die um ein Zentrum mit strengen Regeln der Inklusion und Exklusion organisiert sind. Sie sind vom Misstrauen bestimmt, dass sich Dinge, die nicht zusammengehören, vermischen [vgl. dazu auch Edgars Beitrag von 2006! Sus.M.]. Wir möchten demgegenüber eine Form von *Einmischung* stark machen, die zunächst heißt, Dinge zusammenzudenken und aufeinander zu beziehen, die man gewöhnlich säuberlich trennt. Wir interessieren uns für illegitime Beziehungen zwischen Dingen. Theoretisch könnte man diese Position am ehesten mit jenen von Latour, Serres, Haraway und anderen beschreiben. [...] Übertragen auf Fragen von Macht und Herrschaft könnte man im Anschluss an Hardt und Negri auch von imperialer Souveränität sprechen. Sie zeichnet sich dadurch aus, dass sie von der Gewalt des Reinigens und des Teilens profitiert, ja letztlich, diese strukturelle Form angenommen hat.

Hybridität bezieht sich nicht nur auf die Vermischung von Dingen, die nicht zusammengehören, sondern auch auf theoretische Konzepte und Disziplinen. Natur *oder* Kultur, Dekonstruktion *oder* Kritik, Materialität *oder* Diskurs – diese Unterscheidungen markieren Exklusionen im Namen einer Reinheit des Denkens, einer scheinbar zwingenden Logik. Was wäre, wenn man diesen Scheidungen oder Trennungen selbst eine – machtvolle – Geschichte zurückgäbe? Wenn man sie als Teil desjenigen Denkens verstünde, das von sich behauptet, sie zum Verschwinden zu bringen? Warum also im Namen des Diskurses die Materialität leugnen? Warum *entweder oder*? [...]

Vom Denken sagen wir zuerst, dass es nicht beliebig ist, denn es ist mit unseren Erfahrungen, mit unserer Geschichte verknüpft. Unsere Erfahrungen sind niemals ganz unsere Erfahrungen, so wenig unsere Geschichte bloß unsere individuelle Geschichte ist. Und das Denken ist deswegen nicht beliebig, weil es in einer langen Tradition der Geistesgeschichte steht, durch die das Denken hindurchgegangen ist. Zweitens: Hybrides Denken oder Denken von Hybridität ist eine materielle Praxis. Es wirkt nicht nur auf Erfahrung ein, sondern ist Erfahrung, es übersetzt nicht Leiden, sondern ist dieses Leiden selbst, es zeigt nicht Ungerechtigkeit auf, sondern ist Erfahrung der Ungerechtigkeit. Denken ist weder Sublimation noch Verschiebung, Denken ist nicht Repräsentation oder Diskurs, sondern eine materielle Praxis, eine Erfahrung, eine Imagination, die ständige Ausweitung des Möglichkeitsraumes usw.

Vielleicht beginnt Denken mit der Aversion gegen den Zwang, uns ein bestimmtes Denken vorzuschreiben, dem Denken einen Rahmen zu geben, das Denken zu ‚diskursivieren‘ – im

„Fluchlinien der Sehnsucht“ – In Erinnerung an Edgar Forster

Namen der Wahrheit, der Vernunft, der Zweckmäßigkeit, der Disziplin usw. Was uns interessiert, sind Mechanismen der Produktion von Herrschaft durch Theoriebildung, Theorie-rezeption, durch die hierarchische Restrukturierung universitärer Organisationsstrukturen, durch Kritik als Rhetorik usw.

Sprengkraft hat Denken nur dann, wenn es Zusammenhänge herstellt, die man uns im Namen des Bestehenden untersagen will.“ (Casale/Forster 2006, unveröffentlichtes Ms.)

Für den Ort des Jahrbuchs (an dessen Ermöglichung und Gestaltung Edgar Forster von 2008 an auch in verantwortlicher Position stark beteiligt war) von besonderer Bedeutung ist Edgars Arbeit mit Bezug auf Männlichkeitskritik. Darin formuliert er einige Thesen, die er in sehr komplexer Weise entfaltet, nachvollziehbar macht und begründet. Hier möchte ich diese Thesen, stellvertretend für den Beitrag, dem sie gleichwohl in dieser Zuspitzung und Kürze nicht gerecht zu werden vermögen, anführen:

„These 1: Männlichkeitskritik ist eine theoretische Praxis des Eingriffs.

These 2: Männlichkeitskritik unterhält ein kritisches Verhältnis zum Begriff Identität.

These 3: Für Männlichkeitskritik bleibt das ‚Patriarchat‘ eine zentrale Analyse-kategorie.

These 4: Männlichkeitskritik ist weder Resouveränisierungs- noch Immunisierungsstrategie.

These 5: Männlichkeitskritik muss danach beurteilt werden, wie sie das Verhältnis zu feministischen Theorien und Praxen definiert.“ (Forster 2005: 43)

An dieser Stelle möchte ich vor allem einige Ausführungen von Edgar zur These 2 aus seinem abschließenden Resümee aufgreifen: „Männlichkeitskritik positioniert sich zu Identität folgendermaßen: Nicht Identität, sondern Handlungsfähigkeit, Positionierung und Eingriff sind zentrale Begriffe für die Männerforschung. Wenn Handlungsfähigkeit mit Positionierung und Eingriff einhergeht, wenn Positionierung und Eingriff immer ein unbestimmtes Maß an Verausgabung bedeuten, und zwar in der Form des Einsatzes von etwas, das nicht kontrollierbar ist, dann bedeutet es, dass Handlungsfähigkeit nicht in Relation zu Identität steht, sondern zu Ethik und Politik. Selbstverständlich hat Handlungsfähigkeit eine normative Grundlage, die sich aber in der Positionierung immer selbst überschreitet. In dieser Nichtkontrollierbarkeit der Überschreitung taucht auf, was Grossberg Otherness nennt.“ (Forster 2005: 57)

Eine kritische Nachdenklichkeit (bis hin zu scharfer Kritik) im Hinblick auf die Bezugnahmen auf ‚Identität‘ (nicht nur) im Kontext der ‚men's studies‘ durchzieht unterschiedliche Beiträge von Edgar Forster (siehe hierzu dezidiert auch seinen Beitrag in den „Feministischen Studien“ 2006). Im Beitrag von 2005 referiert er in diesem Zusammenhang auch auf die australische feministische Denkerin Elspeth Probyn (1995: 53), die den Begriff *belonging* dem der

Identität vorziehe, „weil es ihr so möglich wird, ‚nicht in Standorten denken zu müssen, sondern mich an all den kleinen Linien der Sehnsucht zu orientieren““ (Forster 2005: 56).

Hier findet es sich also (wenn auch in einer etwas anderen Formulierung), dieses Bild, das bei mir einen so nachhaltigen Eindruck hinterlassen hat: „all die kleinen Linien der Sehnsucht“ – auch für mich ein Gegen-Bild zu geschlossenen (oder schließenden) Vorstellungen von Identität, Subjekt, Handeln, und auch: Erkenntnis. Am Ende seines Beitrags von 2005 kommt Edgar noch einmal darauf zu sprechen: „Elspeth Probyns (1995) Begriff der ‚queer belongings‘ bezeichnet diese Haltung: Sich nicht auf vorgegebene, hegemoniale Zugehörigkeiten zu verlassen, sondern in einen aktiven Prozess des (Er-)Findens einzutreten. Beziehungen dieser Qualität sind offen, kontextgebunden, flüchtig. Solche Formen der Gruppenkonstituierung zu verallgemeinern heißt, politische Gemeinschaften zu entwerfen, die sich nicht auf ein Geschlecht, eine Nation, eine Kultur, eine Ethnie, eine Generation berufen, sondern auf eine unabsehbare Zukunft.“ (Forster 2005: 68)

Ab 2011 war Edgar Forster als ordentlicher Professor für Allgemeine Pädagogik an der Universität Fribourg in der Schweiz tätig. In gewisser Weise setzte er damit sein Leben ‚zwischen Österreich und der Schweiz‘ fort, denn er ist in Zürich geboren und lebte dann später in Österreich, studierte und promovierte an der Universität in Innsbruck und war dann als Dozent an verschiedenen Universitäten, Fachhochschulen und auch außeruniversitären Institutionen tätig. Forschungsaufenthalte und Gastprofessuren führten ihn an verschiedene Universitäten im In- und Ausland. Vor seiner Berufung nach Fribourg hatte Edgar – seit 1997 – als Professor am Institut für Erziehungswissenschaften der Universität Salzburg gewirkt.

Ich erinnere mich sehr gut an zwei Begegnungen mit Edgar in Salzburg – erwähnen möchte ich hier v.a. unseren kollegialen Erfahrungsaustausch über Versuche der Bewältigung des Overload an Arbeit in den sehr verschiedenen – in ihren jeweiligen Rationalitäten auch konfligierenden – Aufgaben- und Verantwortungsbereichen des akademischen Betriebs, passenderweise geführt bei einem Spaziergang ‚den Berg hinauf‘, der die Anstrengung und Verausgabung, von der in unserem Gespräch die Rede war, auf leibkörperlicher Ebene ‚leise‘ reflektierte (Spüren der eigenen körperlichen Grenzen, veränderter Rhythmus des Atmens ...). In einem anderen Moment erzählte Edgar von einem Seminarprojekt, das er zusammen mit dem Musiker Hubert von Goisern (Weltmusiker und ‚Alpenrockler‘) durchführte – er wollte damit in gewisser Weise an die lebensweltlichen und sozialräumlichen Erfahrungen vieler Studierender anschließen, die ihrer ländlichen Herkunftsregion stark verbunden

blieben; diese Erfahrungen – etwa das Musizieren in der heimischen Blaskapelle – griff das kooperative Seminarprojekt auf und setzte sie in einen neuen (möglichen) Zusammenhang.

Zur Musik, oder vielleicht besser: zur ‚Tonalität‘ hatte Edgar Forster meinem Erleben nach eine starke Beziehung. Die ‚Tonalität‘ spielt in seinem Denken (u.a. mit Bezug auf Roland Barthes und Julia Kristeva) auch theoretisch eine wichtige Rolle; so etwa, wenn er in seinem – bis heute, und gerade heute brennend aktuellen – Beitrag zu „Männlichen Resouveränisierungen“ in den Feministischen Studien (an dieser Zeitschrift wirkte er seit 2008 auch als Beirat aktiv mit) schreibt: „Ein kritisches Verhältnis zu eigenen Resouveränisierungspraktiken zu entwickeln, bedeutet, die epistemologische Qualität der Intonation zu verstehen. Die Intonation verrät ebenso viel wie die ‚passende Theorie‘ über die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Denken und über die Bedeutung einer bestimmten Praxis. Sie übersetzt Leidenschaften und den Zweifel, Verzweiflung und Hoffnung, Utopie und Kämpfe, unzählige kleine flüchtige Erfahrungen.“ (Forster 2006: 197)

Edgar bezieht sich hier u.a. auf Stephen Heath, mit dessen Position sich „die Anerkennung der Erfahrungen und Geschichte von Frauen und des Feminismus als einer sozialen, politischen Realität, als ein Kampf, eine Verpflichtung, eine Bindung und ein Engagement“ verbinde. Es brauche, so fährt Edgar fort, „Aufmerksamkeit für die Syntax und ‚Intonation‘ des Feminismus, denn sie übersetzen eine Erfahrung, die durch das technische Vokabular der Geschlechtertheorien zum Verschwinden gebracht wird“ (Forster 2006, S. 197). Eine intensivere Re-Lektüre und Würdigung der Reflexionen von Edgar Forster muss sicherlich an anderer Stelle erfolgen. Hier möchte ich nur noch erwähnen, dass sich durch die angesprochenen Texte eine – meines Erachtens auch erkenntnispolitisch bedeutsame – Spur zieht, die auch dem Verletzlichen, dem LeibKörperlichen und dem Poetischen Raum gibt.

In einer Traueranzeige seiner Familie werden poetische Worte für einen poetisch denkenden und wirkenden Menschen gefunden, den wir schmerzlich vermissen. Uns bleibt die Herausforderung seines Denkens, die Erinnerung an auch gemeinsames Denken bzw. ein Denken im selben Raum, an Begegnungen in Auseinander/Setzungen und Resonanz.

„Gently they go,
the beautiful, the tender, the kind;
Quietly they go,
the intelligent, the witty, the brave.“

(Edna St. Vincent Millay, 1928)

Literatur

- Barthes, Roland (1990, zuerst 1972): Die Rauheit der Stimme. In: Ders.: Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 269–278.
- Christof, Eveline/Forster, Edgar/Müller, Lydia/Pichler, Barbara/Rebhandl, Nina/Schlembach, Christopher/Steiner, Petra/Strametz, Barbara (2005): Feministische Bildungsarbeit: Leben und Lernen zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Leverkusen-Opladen: Budrich.
- Forster, Edgar (1998): Unmännliche Männlichkeit. Melancholie – „Geschlecht“ – Ver- ausgabe. Wien: Böhlau-Verlag.
- Forster, Edgar (2005): Männerforschung, Gender Studies und Patriarchatskritik. In: Casale, Rita/Rendtorff, Barbara/Andresen, Sabine/Moser, Vera/Prengel, Annedore (Hrsg.): Geschlechterforschung in der Kritik. Opladen/Bloomfield Hills: Barbara Budrich, S. 41–72 [<https://DOI: 10.25656/01:5416>].
- Forster, Edgar (2006): „Männliche Resouveränisierungen“. In: Feministische Studien 24, 2, S. 193–207 [<https://doi.org/10.1515/fs-2006-0204>].
- Forster, Edgar (2013): Neue Männer und alte Ungleichheiten, Kritische Männlichkeitsforschung und Geschlechterpolitik. Podcast vom 23. Juli 2013, abrufbar unter: <https://cba.fro.at/243871>.
- Forster, Edgar (2019): Männlichkeit und soziale Reproduktion. Zur Geschichtlichkeit der Critical Studies on Men and Masculinities. In: Forster, Edgar/Kuster, Friederike/Rendtorff, Barbara/Speck, Sarah: Geschlecht-er denken. Theoretische Erkundungen. Opladen: Barbara Budrich, S. 83–150 [<https://doi.org/10.2307/j.ctvsflq98.6>].
- Forster, Edgar/Scherrer, Madeleine (2021): Bildung – Eine Welt bilden. Zum Begriff „mondialisation“ bei Jean-Luc Nancy. In: Thompson, Christiane/Brinkmann, Malte/Rieger-Ladich, Markus (Hrsg.): Praktiken und Formen der Theorie. Perspektiven der Bildungsphilosophie. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 91–107.
- Forster, Edgar/Obex, Tanja (2021): Toxisches Wahrsagen und sein Gegengift: Zur Förderung der epistemischen Neugier in der Erwachsenenbildung. In: Magazin erwachsenenbildung.at. Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs 42, Wien [<https://erwachsenenbildung.at/magazin/21-42/meb21-42.pdf>].
- Henninger, Annette/Birsl, Ursula (Hrsg.) (2020): Antifeminismen. „Krisen“-Diskurse mit gesellschaftsspaltendem Potenzial? Bielefeld: transcript.
- Probyn, Elspeth (1995): Queer Belongings. Eine Politik des Aufbruchs. In: Angerer, Marie-Luise (Hrsg.): The Body of Gender. Körper, Geschlechter, Identitäten. Wien: Passagen, S. 53–68.